

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 35 (1931-1932)
Heft: 23

Artikel: Märchen und Erlebnis
Autor: Steiger-Lenggenhager, Marie
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-672431>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ten Herrn aus der Stadt zurückkehren. Die Männer blieben bis nach eingebrochener Nacht eingeschlossen, dann ging der Fremde fort, und der Onkel kam ungerufen zum Abendbrote. Er schien nachdenklich, aber ruhig und sprach über gleichgültige Dinge einige freundliche Worte. Salome wagte nicht, an den Vorfall zu erinnern. Bald reichte er ihr die Hand und ging wieder auf sein Zimmer.

Salome konnte keinen Schlaf finden. Diese scheinbare Ruhe ihres Mannes lag als ein unheilverkündendes Bangnis auf ihrer Seele; erst lange nach Mitternacht kam ein unruhiger Schlummer mit beängstigenden Traumbildern über sie. Bei Tagesanbruch stand sie mit dem Entschlusse auf, ihrem Manne die ausgestandene Seelenqual ihrer krankhaften Eifersucht zu schildern und ihn reuevoll um Verzeihung ihres Vergehens zu bitten. Sie klopfte schüchtern an seine Türe; keine Antwort. Sie drückte auf die Klinge; die Türe ging auf, aber das Zimmer war leer und das Bett stand unberührt. Auf dem Tische lag ein großes, verschlossenes Schreiben, an Salome überschrieben. Als die Magd

später ihre Gebieterin suchte, fand sie dieselbe bewußtlos neben einem Stuhle zusammengefunken.

Das Schreiben enthielt eine amtlich besiegelte Abtretungsurkunde des Hauses und Gartens an Salome mit einem kurzen Lebewohl und dem Wunsche Onkel Davids, daß man sich keine unnötige Mühe geben möge, ihn von seinem gefaßten Entschlusse abzubringen. Gleichwohl reiste ihm Salome's Vater nach Holland nach; aber vergeblich. Er brachte bloß die Nachricht zurück, sein Tochtermann habe sich nach den indischen Besitzungen der Holländer eingeschifft.

Nach kaum anderthalb Jahren gelangte der Totenschein des Verschwundenen in die Heimat. Er hatte in einem Gefechte mit den Eingeborenen auf der Insel Borneo den Tod gefunden.

Tante Salome hat das damals angezogene Trauerkleid nie mehr abgelegt. Sie lebte noch etwa zwanzig Jahre, wie wir sie im Eingange der Erzählung gesehen, die verhängnisvolle Kaze als stetes Wahrzeichen der Schuld und Sühne aufbewahrend.

Auch hier.

Nun laß' ich alle Himmelsfernen
und meiner Seele Höhenflug;
ich frage nicht nach Mond und Sternen,
der Erdenwunder sind genug.

Ein Kakenkindlein, zart wie Seiden,
ruht still in seiner Mutter Arm;
es wohnen die beglückten Beiden
in einem Körbchen weich und warm.

Auch hier des Frühlings ew'ge Quellen,
auch hier ein Wunder der Natur,
auch hier des Lebensstromes Wellen
und eines Schöpfers heil'ge Spur.

Margarete Schubert, Feldmeilen.

Märchen und Erlebnis.

Von Marie Steiger-Lenggenhager.

Märchen seien Kinderkost, heißt es. Wer einem Erwachsenen ein Märchenbuch schenken wollte, würde groß angesehen. Kinder mit ihrer nimmerfatten Phantasie, mit ihrem Wunderglauben können auch heute noch schwelgen — aller „Sachlichkeit“ zum Trost — in all den Unwahrscheinlichkeiten, dem Hexen- und Riesen- und Zwergewesen, können noch mit staunenden Augen gläubig sich ergehen in dem goldenen Königsschloß, wo König und Königin Tag und Nacht unentwegt in Purpur und Hermelin mit goldener Krone angetan „regieren“, Kinder können sich noch gruseln, in Mutters schützende

Arme gehuschelt, vor dem nächtlichen Geister-spuk, sie gehen behend mit dem feinen Dirnlein in den dunkeln Wald zu den bösen Riesen oder Tierungeheuern, sie zittern, wenn die junge Königin die verbotene Kammer betritt, kurz, sie leben all die Seligkeiten und die Todesängste mit, die das Märchen füllen oder die es eben zum Märchen machen.

Aber eines Tages, wenn im Buh der Buh erwacht ist, wird er, wenn Mutter Märchen erzählt oder vorliest, gezwungen lachen: „Das ist ja alles doch nicht wahr, ist alles Schwindel, für kleine Mädchen gut; es ist ja gar nicht möglich.“

Und er will keine Märchen mehr hören, verächtlich wendet er sich davon ab, den Realitäten des Lebens zu. Das Mädchen blättert noch eine Zeitlang in den Märchenbüchern, liest wieder und wieder seine Lieblingsmärchen, bis auch es sie weglegt: „Nein, es ist doch nicht wahr, es kann ja nicht wahr sein, überhaupt, das wirkliche Leben ist ganz anders.“

So versinken die Märchen langsam mit all dem andern Zauber des Kinderparadieses; das „wahre“ Leben tut sich auf, das handgreifliche, an dem es nichts zu zweifeln gibt, denn man sieht alles mit eigenen Augen, hört mit eigenen Ohren, und man erlebt es als junger erwachter Mensch mit allen seinen Sinnen und in allen seinen Höhen und Tiefen. Man liebt und leidet, freit und gedeiht, oder auch nicht, man ist Mensch aus allen Kräften, geht auf in Pflichten und Aufgaben, man wälzt Probleme oder plätschert in Trivialitäten des Daseins —, je nachdem Mutter Natur einen beschaffen —, und die Märchen sind vergessen wie andere längst verschwundene Kinderträume. Wohl gräbt da und dort eine junge Mutter nach ihnen in ihrer Erinnerung und holt sie hervor und deckt den lauschenden Kindern den Tisch damit, lächelnd ihrer eigenen Kinderzeit gedenkend, lächelnd sieht sie die Kleinen an ihrem Munde hängen, aber bei sich denkt doch auch sie: „Es ist ja alles nicht wahr, ist nur Märchen, gut für diese Kleinen.“ Aber wenn sie sich selber eine angenehme Stunde bereiten will, nimmt sie ihre schönen Romane hervor und verschlingt Seite um Seite und — hofft, es sei wahr.

Den Roman freilich vergift sie mit der Zeit wieder. Sie könnte später wahrhaftig nicht mehr sagen, wie die Geschichte eigentlich ausging. Aber eines Tages, später, viel später, wenn es anfängt einsam zu werden um sie und still im Haus, weil die Jugend ausfliegt aus dem Nest, vielleicht schon ein eignes Nest besitzt und eigne Jugend, wenn Stürme gerüttelt haben um ihr Haus, dann tauchen sie wieder auf, die seltsamen Gestalten der Märchenwelt und werden lebendig, denn jetzt ist ihre hohe Zeit gekommen, die Zeit, da sie in ihrem tiefern Sinn erfasst werden, weil sie erlebt worden sind und noch alle Tage neu erlebt werden und weil sie wahr geworden sind, eins ums andere, wahr dem reifen Menschen, der die Welt verstehen und den Menschen kennen gelernt hat in den Abgrundtiefen seines Wesens und in seinen Höhen

und weil er die Verkettungen von Schicksal und Charakter erkannt hat.

Jetzt weiß sie, daß das Sterntalerkind gelebt hat mit dem guten großen, weichen Herzen, das zuletzt sogar sein Hemdlein hingegeben hat und nackt und bloß da stand. Hat sie nicht solche Menschen kennen gelernt, die in nimmermüder, selbstloser, opferbereiter Güte sich hingaben an andere, und denen ein Segen von oben immerfort zuströmt, die ihren Lohn von einer andern Welt empfangen? — Kinder des Lichts. Und kennt sie nicht auch umgekehrt jene Kinder der Finsternis, aus denen, sei's aus einer bösen Gabe der Natur, aus einer Unbeherrschtheit des Charakters, aus mangelnder Führung von Haus aus, durch eine schlimme Tat, zuzeiten das Tier schaut, das immerdar im Menschen schlummert und zum Vorschein kommt da, wo keine Selbstzucht waltet, vom bösen Geist Besessene, die nur vielleicht durch große opfervolle Liebe eines andern Menschen erlöst werden können aus dem Bann ihrer Erstarrung? Hat sie nicht schon gesehen, wie ein geliebtes Kind hingegeben wurde dem wilden Bär im Wald, „auf daß es ihn fraule, liebköse und küsse“, und hat sie es nicht erlebt, daß er, bezwungen durch so viel Liebreiz und Güte, wiederum Mensch wurde und wenn auch nicht gerade ein Prinz ward, so doch glücklich lebte mit seiner Befreierin? Kennt sie nicht Menschen wie Hans im Glück, die ihr Glück nicht suchen in Gut und Geld, sondern es finden in einem frohen und zufriedenen Herzen? Und hat sie es umgekehrt nicht oft und oft gesehen in großen und in kleinen Dingen, daß wie im Märchen vom Fischer und seiner Frau, eins unersättlich immer mehr und Besseres begehrte, um schließlich mit leeren Händen dazustehen, weil der Bogen der Gier überspannt wurde und auch das schon Gewonnene verloren ging? Begegnet man nicht heutzutage noch in einer seltenen Stunde dem „reinen Loren“, der zwar in den profitablen Künsten der Welt unerfahren ist, der aber die Sprache des Waldes und der Tiere kennt, die Geheimnisse der Natur erlauscht, dessen Reich anderswo liegt als das der andern, ein unsichtbares Königreich, der seine Seligkeit findet, wo die andern, die Weltgewandten und -gewohnten leer ausgehen, ja, der darum die königliche Braut erobert und heimführt? Und kann man es nicht erfahren an seinen eigenen Kindern alle Tage, daß man lernen muß zu schweigen, stille zu sein, nicht rechts noch

links zu sehen, an Drachen- und Otterngezüchte und greulichen Ungeheuern vorbei zu schreiten ohne Furcht und ohne Zweifel, ohne zu fragen oder zu zaudern, daß man einfach glauben und vertrauen muß:

Sieh dich nicht um, sei still und stumm
Nicht rechts, nicht links,
Geradezu, so hast du Ruh'.

Ist es doch duzendfach wahr und wird jeden Tag neu zum Erlebnis, daß der Mensch ewig im Kampfe steht zwischen den Mächten des Lichts und denen der Finsternis, zwischen den guten Feen und den bösen Riesen und Drachen und Ungeheuern. Oft und oft werden wir erinnert an die Szene an Dornröschens Wiege, wo die erzürnte dreizehnte Fee ihren schlimmen Spruch und Fluch tut und die letzte gute ihn zwar nicht mehr abwenden, nur noch mildern kann — wie oft sehen wir im Leben das unbittliche Schicksal den Menschen anfallen, das ihn zu zermalmen droht, aber da ist ein Gegengift in der Natur gerade dieses Menschen oder da sind Umstände und Geschehnisse, die dem giftigen Stachel das schlimmste Gift nehmen. O, und die dreizehnte Kammer des Märchens, die auch der vertrauteste Mensch, auch der Gatte

oder die Gattin nicht betreten darf?! Ist es nicht so, daß wir auch vor dem geliebtesten Gefährten den letzten tiefsten Grund unseres Wesens verschlossen halten, daß wir ein Zimmer als unser ureigenstes Reich uns wahren — wahren müssen?

Das Kind ergötzt sich in harmloser, naiver Freude an den wunderbaren, phantastischen Gestalten und Geschehnissen des Märchens, aber das reife Alter erst versteht es zu deuten, ihm erst wird es Gleichnis ewigen Geschehens, wird es Symbol der Menschennatur in ihrer ganzen Zwiespältigkeit und in ihrer Schicksalsverflechtung, in ihrer Erdverbundenheit und ihrer Sehnsucht nach einem höhern Reich. Ob es andern auch so geht, daß sie, nachdem das Schwabenalter schon eine gute Weile überschritten, gern wieder zum Märchenbuch greifen, wo ihnen aus jeder Zeile ein tiefer Sinn, eine große Wahrheit entgegenleuchtet?

So schließt sich der Kreis, in dem die Jungen mit staunend verwunderten, das Alter mit verstehenden Augen sich finden im Bann des Märchens, das das Leben und die Welt bedeutet, Welt und Leben, das die einen vor sich haben, die andern hinter sich.

In so und so viel Wochen.

Als ich von Reisen heimgekehrt,
Wie froh begrüßt ich Haus und Herd!
Die Zeit ist hingeschlendert,
Hat nirgends nichts verändert.

Zum Willkomm trug mein Weib herein
Dieselbe Flasche Zyperwein,
Die wir mit Herzenspochen
Beim Abschied angestochen.

Die Bettchen hab ich still beschaut,
Drin lagen unsre Kindlein trauf
Mit rotgeschlafnen Wangen,
Wie da ich fortgegangen.

Doch Morgens, horch! was trippelt da?
Was ruft mir: Guten Tag, Papa!
Der Tausend, Ernst, mein Junge,
Wer löste dir die Zunge?

Wer half dir auf die Beine flink?
Du rutschtest kaum noch, als ich ging,
Und hast kein Wort gesprochen
Vor so und so viel Wochen.

Ach freilich, deine Welt, mein Kind,
Verwandelt noch sich blitzgeschwind.
Erst wenn wir älter werden,
Geht's fein im Schritt auf Erden.

Dann klärt der Siebenmeilenlauf
Der Jugend wunderbar uns auf,
Daß wir auch vorwärtskrochen
Um so und so viel Wochen.

Paul Gehe.

Redaktion: Dr. Ernst Eschmann. Zürich 7, Rütlistr. 44. (Beiträge nur an diese Adresse!) Unberlangt eingesandten Beiträgen muß das Rückporto beigelegt werden. Druck und Verlag von Müller, Berber & Co., Wolfbachstr. 19, Zürich.

Insertionspreise für Schweiz. Anzeigen: 1/4 Seite Fr. 180.—, 1/2 Seite Fr. 90.—, 1/4 Seite Fr. 45.—, 1/8 Seite Fr. 22.50, 1/16 Seite Fr. 11.25 für ausländ. Ursprungs: 1/4 Seite Fr. 200.—, 1/2 Seite Fr. 100.—, 1/4 Seite Fr. 50.—, 1/8 Seite Fr. 25.—, 1/16 Seite Fr. 12.50

Wenige Anzeigenannahme: Aktiengesellschaft der Unternehmungen Rudolf Mosse, Zürich, Basel, Bern und Agenturen.